

Auflagen schleppte sich in dem Prologe zu „Wallenstein's Lager“ der Druckfehler:

Ihr kennet ihn, den Schöpfer fühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel.

Ein schlichter Dorfschulmeister in Norddeutschland soll zuerst den Fehler entdeckt und für die Anmeldeung desselben sich ein Freixemplar ausgebenen haben; so wurde zu „der Länder Geißel“ als richtiger Gegensatz „des Lagers Abgott“ wieder hergestellt. Bei einem der Schillerfeste, die man in Stuttgart jährlich auf der Silberburg zu feiern pflegte — sie halfen mit zur Ausbringung der Kosten für das nun längst bestehende Denkmal — war das „Lied an die Freude“ zum Festliede bestimmt worden. Man hatte einen besondern Abdruck veranstaltet; mit diesem Zettel in der Hand begannen die Chöre der Schulen ihren Gesang. Da kam eine Stelle, wo der Vortrag fast zu einem Jauchzen anschwell. Woran lag es? Kraft eines Druckfehlers war zu singen:

Unser Schulbuch sei vernichtet!

Es ist ein neckisches Ding um einen Druckfehler. „Apoll auf seinem Güterwagen“ ist ein harmloser; Fracht- oder Güterwagen nämlich sah man vor Eisenbahnzeiten täglich, während ein Götterwagen nur etwa Dichtern zu Gesichte kommt. „Ritterbärtig“ anstatt „ritterbärtig“ mag ein Lächeln erregen, hat jedoch weiter nichts Anstößiges an sich: Bärte haben die Ritter ja denn doch auch gehabt. Wenn aber weiland der Reichstag zu Regensburg „eilende Reichshilfe“ beschloß und durch Auslassung eines Buchstabens die eilende in eine „elende“ umschlug, so war das kränkend für den Reichstag; um so empfindlicher kränkend, wenn der Druckfehler zufällig die Wahrheit sprach. In einer ähnlichen Weise fand man es anzüglich, als einst in einem öffentlichen Blatte einfach durch Verwechslung zweier Ueberschriften das Verzeichniß der neuesten Amtsbeförderungen unter die Rubrik „Unglücksfälle“ gerieth; in Betreff der Anzüglichkeit kam es eben darauf an, von welcher Art der Inhalt der betreffenden Meldungen war. Sogar eine Lebensgefahr kann in einem Druckfehler stecken. Einem Hypochonder wenigstens, der nach allerlei Büchern an sich herum curirte, sagte ein besfreundeter Arzt warnend: „Nimm dich in Acht, Quacksalber, daß du nicht unversehens einmal an einem Druckfehler stirbst.“ Und in finanzieller Hinsicht, wie fatal beispielsweise ein Druckfehler in der Gewinnliste einer gezogenen Lotterie: eine trügerisch erweckte Hoffnung — ein gefälschtes Glück! Nicht in jedem Falle läuft es dabei so profitlich ab, wie bei jenem reichen Berliner Bierbrauer, dem Jemand die erste Nachricht brachte: „Herr Brandmeier, Sie haben 5000 Thaler gewonnen.“ — „Is jut“, sagte der Gewinner gleichmüthig. Nicht lange darauf stürzte ein zweiter Bote herein. „Es ist ein Druckfehler, Herr Brandmeier“ — der Sohn des Gambinus verzog keine Miene — „Ihr Gewinn beträgt 15,000 Thaler.“ Herr Brandmeier war ein Original. „Is ooch jut“, versetzte er trocken und fing sofort ein anderes Gespräch an.

Als einem Schriftsteller sind mir Druckfehler natürlich nichts Ungewöhnliches; einer übrigens hat mich vor Jahren einmal in einer wirklich koboldartigen Weise geneckt. Staatsrath Nebenius in Carlsruhe hatte eine Flugschrift über das Verhältniß Badens zur preussischen Politik geschrieben; ich nahm davon Anlaß, einen besprechenden Artikel an ein Wiener Blatt zu senden, und der Verfasser der Flugschrift wußte darum. Als nun der erwartete Abdruck ankam, war ich deshalb unangenehm überrascht, zu ersehen, daß darin der Staatsrath Nebenius durchweg in einen Staatsrath Steberius verwandelt war. Ich brachte es nicht über das Herz, ihm mitzutheilen, daß er seine Sympathien incognito darbringe und daß in Wien sein Name nicht genug bekannt sei, um ihn gegen einen derartigen Druckfehler zu schützen, also half ich mir mit der Ausrede, mein Artikel sei nicht aufgenommen worden. In Wien bekümmerte man sich damals wenig um die Anhänger, die Oesterreich „draußen im Reich“

hatte; manche derselben kannte man nicht einmal dem Namen nach. Von Berlin aus verfuhr man anders: man hatte ein Augenmerk auf Alles, was vorging — man studirte nicht bloß die Höfe — man bewarb sich um die öffentliche Meinung. Es war dies ein bedeutsamer Unterschied in der politischen Taktik; den schließlichen Unterschied im Erfolge haben wir erlebt.

Mit der Geographie braucht sich ein Druckfehler ebensowenig zu placken wie jener Pariser Redner, der noch 1848 an das Bestehen eines Königreiches Westfalen glaubte. Die zuerst 1783 erschienenen „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland“ sind von Risbeck, welcher ihnen den Anschein einer Uebersetzung aus dem Französischen gab, um sie für das große Publicum dadurch pikanter zu machen. Auf dem Titelblatt blieb er deshalb selbstverständlich ungenannt, auch nachdem seine Autorschaft längst kein Geheimniß mehr war. Damit aber reimt sich nun schlecht zusammen, daß das Buch selbst (dritte Ausgabe, 1805) ihn mit dürren Worten gelegentlich sagen läßt: „Ich bin ein Württemberger“. Als ein „reisender Franzose“ konnte er nicht zugleich ein Württemberger sein; nach seinem Geburtsorte höchst war er ein geborner Kurmainzer; er lebte eine zeitlang in Mainz, in Wien, in Linz, in Salzburg, schrieb das oben erwähnte Buch in Zürich und starb in Arau. Die Schuld der Ungereimtheit, ihn unter solchen Umständen zu einem Württemberger machen zu wollen, hatte lediglich ein Druckfehler auf sich; es sollte richtiggestellt heißen: „Ich bin ein Weltbürger“. Noch um ein gutes Stück weiter in geographischer Richtigkeit geht ein Druckfehler, der sich in einer Verdeutschung Walter Scott's unter Franck'scher Verlagsfirma findet. In den „Verlobten“ bildet der Grenzrieg zwischen Engländern und Wallisern den historischen Hintergrund des Romanes. Ein englischer Grenzvogt ist bei den unruhigen Nachbarn verhaßt, weil er mit seinen Reifigen ihre räuberischen Einfälle hemmt; man stellt seinem Leben nach, indem man einen wallisischen Barden oder Minstrel in das englische Lager sendet, um sich dort in die Gunst des Befehlshabers einzuschleichen und ihn dann zu ermorden. Aber unter welcher Maske glaubt man wohl, verbirgt sich der Minstrel, um nicht als Walliser erkannt zu werden, was ihm unausbleiblich Verdacht und Mißtrauen zuzöge? Ganz schlicht und einfach: er gibt sich für einen Amerikaner aus. So steht es gedruckt zu lesen. Fassen wir ins Auge, um welche Zeit es sich handelt. Im Jahre 1283 wurde Wales (Wallis) mit England vereinigt; zu einer Art von Ausgleich versprach Eduard I. den neuen Staatsgenossen einen Statthalter, der in Wales geboren sei, ein untadelhaftes Vorleben habe und kein Wort Englisch verstehe. Zu diesem Zwecke nahm Eduard's Gemahlin vor ihrer bevorstehenden Niederkunft ihren Aufenthalt auf dem wallisischen Schlosse Caernarvon, wo sie einen Prinzen gebar (den nachmaligen Eduard II.), bei dem jede der drei bezeichneten Eigenschaften zutraf. Seitdem führt der jeweilige directe Thronerbe in England den Titel „Prinz von Wales“, und die Walliser finden es nicht übel, an der Machtstellung der Gesamtheit Antheil zu haben, während sie in ihrer Nationalität Walliser sind, nach wie vorher. Hiernach spielt also jener Roman Walter Scott's jedenfalls vor 1283. Zu dieser Zeit waren noch die Norweger die Abenteurer zur See. So wie sie von Island nach Grönland gelangt waren, so hatten sie auch einige Küstenpunkte südlich von Grönland angesegelt, und ihr „Winland“ mag etwa in der Gegend des heutigen Newyork zu suchen sein. Allein von einem neuen Welttheile wußten sie nichts, und das übrige Europa wußte nichts von ihrem „Winland“; Columbus selbst erwartete nicht, auf einen großen Continent zu stoßen, sondern suchte eigentlich einen westlichen Seeweg nach Ostindien. Woher nun ein „Amerikaner“ schon im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, lange vor dem 1451 geborenen Americus Vesputius, von dessen Vornamen